

DRESDNER REDEN 2023

26. Februar 2023

Kübra Gümüşay

Alternative Zukünfte

Eine Veranstaltungsreihe des Staatsschauspiels Dresden und der Sächsischen Zeitung.



**STAATSSCHAUSPIEL
DRESDEN**



**SÄCHSISCHE
ZEITUNG**

DRESDNER REDEN 2023

in Kooperation mit der Sächsischen Zeitung

Sonntag, 12. Februar 2023, 11.00 Uhr > Schauspielhaus

Florian Illies *Autor, Kunsthistoriker*

Neues von Caspar David Friedrich?

Kleine Fragen an einen großen Künstler

Sonntag, 26. Februar 2023, 11.00 Uhr > Schauspielhaus

Kübra Gümüsay *Autorin*

Alternative Zukünfte

Sonntag, 5. März 2023, 11.00 Uhr > Schauspielhaus

Anders Levermann *Klimaforscher*

Die Faltung der Welt: ein freiheitlicher Weg aus

Klimakrise und Wachstumsdilemma

Sonntag, 12. März 2023, 11.00 Uhr > Schauspielhaus

Christoph Butterwegge *Politikwissenschaftler*

Armut und soziale Ungleichheit in einem reichen Land

Sonntag, 26. März 2023, 11.00 Uhr > Schauspielhaus

Alena Buyx *Medizinethikerin*

Resilienz und Krise – Ethische Überlegungen

zu widerstandsfähigen Gesellschaften

„We are in an imagination battle“, schreibt die Autorin Adrienne Maree Brown über die Missstände unserer Gegenwart. Wir leben in einem Kampf um Träume und Imaginationen. Wer hat die Gesellschaft, in der wir heute leben – so wie sie ist und funktioniert – eigentlich erträumt? In wessen Zukunftsvision leben wir? Und wie sehen alternative Träume, Imaginationen, Wünsche und Zukünfte aus?

Wer hat das Privileg, weitreichende gesellschaftliche Zukunftsszenarien und -utopien zu erdenken? Wer ist mit Überleben beschäftigt? Und: Wie kommen wir alternativen Idealen oder gar Utopien näher? Wie funktioniert Zukunft? Und wie kommen wir raus aus der Dekonstruktion der Gegenwart, hinein in die Konstruktion einer wünschenswerteren, gerechteren Zukunft?

An diesem Vormittag wollen wir uns entlang dieser Fragen versuchen, Antworten zu nähern. Denn Fragen schaffen Orte, an denen Antworten zur Welt kommen können.“ Kübra Gümüşay ist Autorin des Bestsellers *SPRACHE UND SEIN* sowie Initiatorin zahlreicher preisgekrönter Kampagnen und Vereine – u. a. des feministischen Co-Creation Spaces eeden in Hamburg und des Bündnisses #ausnahmslos, das 2016 mit dem Clara-Zetkin-Frauenpreis ausgezeichnet wurde. Ihr Blog ein-fremdwoerterbuch.com wurde 2011 für den Grimme Online Award nominiert. Das Magazin Forbes zählte sie 2018 zu den Top 30 unter 30 in Europa. Als Senior Fellow der Mercator Stiftung befasst sie sich derzeit an der Universität Cambridge mit alternativen Zukünften und realen Utopien.

ALTERNATIVE ZUKÜNFTEN

Dresdner Rede von Kübra Gümüşay

Vielen herzlichen Dank. Schön, dass Sie da sind. Und vielen Dank für die Einladung und für die große Ehre, hier heute sprechen zu dürfen. Wie Sie wissen, ist das Thema des Vortrags „Alternative Zukünfte“. Fast wäre alles anders gekommen, denn in den letzten drei Wochen hat sich mein Körper so angefühlt, als würde er jeden Tag einmal komplett zerbrochen – jeder einzelne Knochen – und dann neu zusammengefügt werden. Am nächsten Tag wieder: gebrochen, neu zusammengefügt. Vor drei Wochen lebte es in der Türkei, in Syrien, in Kurdistan. Menschen wurden in ihren Häusern begraben – eine Umweltkatastrophe, die in diesem katastrophischen Ausmaß verhinderbar gewesen wäre, wenn diese Häuser nicht als Gräber erbaut worden wären, sondern als Zuhause, als Schutzraum für die Menschen, die dort leben. Das hat auch unsere Familie betroffen. So waren die letzten drei Wochen ganz anders, als ich sie mir ausgemalt hatte. Ich habe sehr mit mir gehadert, worüber ich heute stattdessen sprechen möchte und doch beschlossen, mich dem Skript zu widmen und entlang dessen zu sprechen und zu erzählen. Das werde ich heute tun und zwischendurch vielleicht kleine Ausflüge machen.

Ich möchte aber einmal berichten davon, was es bedeutet, helfen zu dürfen. Immer wieder wird so getan, als sei helfen etwas, was den einen zusteht, weil sie Privilegien besitzen. Häufig inszenieren sich Helfende leider in unserer Gesellschaft. Helfen ist aber auch eine große Verantwortung. Dass Helfen aber auch etwas ganz anders ist, habe ich zutiefst spüren können, nämlich: ein Geschenk; und dass wir in Abhängigkeit von demjenigen sind, dem wir helfen dürfen. In der islamischen Philosophie gilt Helfen und Spenden als etwas, das wir tun, um uns selbst zu bereinigen. Die Wörter „Geiz“ und „Verstopfung“ haben im Arabischen den gleichen etymologischen Ursprung. Wir nehmen Nahrung zu uns, scheiden aber alles aus, was wir nicht brauchen. Wir behalten nur das, was notwendig ist für uns, was unser Körper braucht, was wir brauchen. Das, was wir ausscheiden, ist eine Bereinigung dessen, was wir besitzen, was wir zu uns genommen haben. So ist Geiz das Habenwollen, das Sich-mehr-Nehmen, als ein Mensch braucht: eine Art Verunreinigung dessen, was wir besitzen. Aber geben zu dürfen, unser Wissen teilen zu dürfen, unsere Privilegien teilen zu dürfen, unser Zuhause teilen zu dürfen, ist eine Möglichkeit, das, was wir besitzen, zu bereinigen. So sind wir in Abhängigkeit von denjenigen Menschen, die unsere Hilfe in Anspruch nehmen möchten.

In den letzten Tagen war es so, als hätte unser Zuhause nur darauf gewartet, ein Zuhause für diese Menschen zu werden, die zu uns gekommen sind. Es war, als würde sich der Boden dehnen, die Wände weiten, die Decke nach oben hin aufschieben. Unser Zuhause

ist gerade so groß wie noch nie. Wir leben zu neunten. Die Wohnung, unser Zuhause, fühlt sich drei Mal so groß an wie zuvor. Mit dem Gefühl, mit diesem Hintergrund, komme ich heute zu Ihnen und bin sehr dankbar, dass ich mit Ihnen etwas teilen darf, nämlich Fragen, die ich mir über die letzten Jahre gestellt habe, und Antwortansätze, die ich versucht habe, zu greifen. Ich halte es wie Rainer Maria Rilke. Er schrieb in einem Brief an einen jungen Dichter: „Leben Sie in die Fragen hinein. Und eines fernen Tages werden Sie in die Antworten hineinleben.“¹ Ich glaube, das ist die Kunst. Fragen zu stellen, Räume zu schaffen, in denen Fragen gestellt werden können, aber auch Räume zu schaffen, in denen wir Antworten erproben und finden können. Ich bin dankbar, dass Sie hier sind, um mir dabei zu helfen, das, was ich gesammelt habe, zu bereinigen. Dass wir einmal eine Reise wagen in die Fragen, die ich mir über die letzten Jahren gestellt habe.

Ich möchte heute mit einem Wort beginnen, das meine Wahrnehmung der Welt fundamental verändert und geprägt hat. Das Wort heißt Puhpowee. Puhpowee bedeutet, grob übersetzt, „die Macht und Kraft, mit der sich ein Pilz, über Nacht von der Erde abstößt und gen Himmel wächst, vorbei am Menschen, der sich im Zentrum der Welt glaubt“². Doch lange vor mir ließ es die Biologin Robin Wall Kimmerer nicht los. Puhpowee ist ein Wort aus der Sprache ihrer Vorfahr*innen, der Citizen Potawatomi, deren Sprache vom Aussterben bedroht ist. Das Besondere an diesem Wort ist nicht, dass für ein spezifisches Naturphänomen ein spezifisches Wort geschaffen worden ist, sondern vielmehr die Perspektive, aus der wir heraus dieses Phänomen beobachten. Wir beobachten aus der Perspektive der Erde wie sich der Pilz von der Erde wegstößt, gen Himmel wächst. Diese Perspektive, dieses Betrachten des Phänomens aus der Perspektive der Erde ist kein Zufall, denn die Sprache der Potawatomi kennt nicht nur Personalpronomen wie „er“, „sie“ oder „es“, sondern sehr viel mehr Personalpronomen für Pflanzenarten, Tierarten, Gesteine, Gebirge, Gewässer.³ Das führt dazu, dass die Menschen, die diese Sprache sprechen, die Welt nicht ausschließlich aus einer menschlichen Perspektive heraus wahrnehmen, sondern ganz selbstverständlich auch aus der Perspektive aller anderen Lebewesen, mit denen wir unser Zusammenleben auf der Erde teilen.

Robin Wall Kimmerer erzählt, was passierte, als sie eines Tages mit Studierenden der Umweltwissenschaft zusammensaß. Sie fragte die Studierenden: „Liebt ihr die Erde?“

1 Rilke in einem Brief an Franz Xaver Kappus, z. Zt. Worpswerde bei Bremen, am 16. Juli 1903.

Rainer Maria Rilke: Briefe an einen jungen Dichter, Leipzig 1929, S. 23.

2 "I stumbled upon it in a book by the Anishinaabe ethnobotanist Keewaydinoquay, in a treatise on the traditional uses of fungi by our people. Puhpowee, she explained, translates as "the force which causes mushrooms to push up from the earth overnight." Robin Kimmerer, Braiding Sweetgrass (London: Penguin, 2020), p. 49.

3 "I stumbled upon it in a book by the Anishinaabe ethnobotanist Keewaydinoquay, in a treatise on the traditional uses of fungi by our people. Puhpowee, she explained, translates as "the force which causes mushrooms to push up from the earth overnight." Robin Kimmerer, Braiding Sweetgrass (London: Penguin, 2020), p. 49.

Sie alle erzählten davon wie naturverbunden sie seien, wie sehr sie die Erde liebten. Dann fragte Kimmerer sie: „Und liebt euch die Erde zurück?“ Ein Raunen ging durch den Raum, beschreibt sie. Ein Unbehagen war zu spüren. „Dieses Unbehagen“, sagt sie „rührt daher, weil wir Menschen es gewohnt sind, die Welt ausschließlich aus unserer menschlichen Perspektive heraus zu betrachten. Diese Frage aber implizierte, dass der Mensch zurück angeschaut wird, dass die Natur uns auch beobachtet als Teil von ihr. Die Bäume, an denen wir vorbeigehen im Wald, die Erde, die wir betreten, das Wasser, das sich morgens entlang unseres Körpers bewegt; all diese Lebewesen – in der Kultur der Citizen Potawatomi werden sie als lebende Wesen betrachtet – haben eine Geschichte über uns zu erzählen, eine Perspektive auf uns Menschen, auf uns Individuen. Robin Wall Kimmerer sagt einen wunderschönen, mächtigen Satz: „I realized I was known by my homeplace.“ Ich realisierte, ich werde von dem Ort meiner Heimat oder meines Zuhauses gekannt. Dieser Ort kennt mich. Nicht nur wir, die diese Orte kennen, sondern auch diese Orte haben etwas über uns zu erzählen. Wie anders würden wir über die Klimakrise diskutieren, wenn wir ganz selbstverständlich auch die Perspektive all der anderen Lebewesen einnehmen würden, mit denen wir unser Zusammenleben auf der Erde teilen? Wie würden wir über unsere Gegenwart diskutieren und debattieren? Wie über unsere Zukunft?

Eines Sommers, schreibt Kimmerer, herrschte große Aufregung, denn alle lebenden Sprecher*innen der Potawatomi sollten zusammenkommen, um ihre Sprache zu unterrichten. Und sie kamen. Auf Krückstöcken, mit Gehhilfen, in Rollstühlen. Kimmerer zählte sie: „Neun. Neun Menschen, die es fließend sprachen. In der ganzen Welt. Unsere Sprache, die sich über Jahrtausende entwickelt hat, sitzt auf neun Stühlen. Die Wörter, mit denen die Schöpfung gepriesen, mit denen Geschichten erzählt, mit denen meine Vorfahr*innen in den Schlaf gewiegt wurden, liegt heute auf den Zungen von neun sehr sterblichen Männern und Frauen.“³

Eine der älteren Frauen, so Kimmerer, schob ihre Gehhilfe nah an das Mikrofon und sagte: „Es sind nicht nur die Wörter, die verlorengehen. Die Sprache ist das Innerste unserer Kultur, sie enthält unsere Gedanken, unsere Art, die Welt zu sehen. Sie ist zu schön, um auf Englisch erfasst werden zu können.“⁴

Uns droht die Schönheit der Welt verloren zu gehen, wenn wir glauben, unsere Sprache sei so wie sie sei fertig und vollkommen. Wenn wir glauben, sie sei formvollendet, nicht wandelbar. Wenn wir glauben, sie würde tatsächlich alles erfassen. Denn Wörter sind wie Räume, die wir erbaut haben, um uns in ihnen zu treffen. Um gemeinsam zu sehen. Um gemeinsam das, was uns umgibt, zu ertasten. Uns droht die Schönheit der Welt verloren zu gehen, wenn wir glauben, so wie wir jetzt leben, sei die menschliche Zivilisation

³ Robin Kimmerer, *Braiding Sweetgrass*, Minneapolis 2013, S. 50. Übersetzt von der Rednerin.

⁴ ebd.

in ihren Möglichkeiten formvollendet. Wenn wir glauben, so wie es jetzt sei, seien wir fertig mit dem Menschwerden. Mit dem Lernen. Mit dem Wachsen. Und die Schönheit der Welt, sie droht uns nicht nur verloren zu gehen. Sie geht uns verloren. In Kriegen. In Armut. In Ausbeutung. In Zerstörung.

Reicht unsere Vorstellung davon, unser Traum, unsere Hoffnung, wie wir Menschen auf dieser Welt Mensch sein könnten, nicht weiter hinaus als über das?

In einem Interview über Zukünfte und reale Utopien fragte mich eine Journalistin, ob es denn auch ‚reale Dystopien‘ gäbe. Ich war überrascht. Musste man denn suchen? Lebten wir nicht in einer realen Dystopie? Sie brauchen gar nicht lange nachdenken oder mit den Augen suchen. Gehen wir diese Straßen entlang, Richtung Bahnhof: Dann sehen wir – in einer der reichsten Industrienationen dieses Planeten – Menschen, die auf der Straße leben müssen. In der Kälte. In der Nässe. Unfreiwillig. Wir wandern entlang von Bänken, die mittendrin mit Lehnen ausgestattet sind. Diese Lehnen dienen nicht unseren Unterarmen, die sich auf ihnen ausruhen sollen, sondern gelten den erschöpften Rücken und Körpern, die sich nicht auf sie legen, ausruhen, für einen Moment ruhen und Schlaf finden sollen, sie sind als aggressive Abwehr eingerichtet. „Ich bin nicht für dich da“ schreien diese Bänke – oder vielmehr: lassen wir Menschen diese Bänke schreien. Hostile Architektur nennt sich diese Form von Architektur, die der Vertreibung von Armut und Obdachlosigkeit aus unseren Innenstädten dient. Nicht der Lösung des Missstands, sondern seiner Unsichtbarmachung.

Wir Menschen haben unser Zusammenleben so erdacht. Irgendjemand hier, irgendjemand da hat befunden, dies sei eine vielleicht kluge, vielleicht strategische, vielleicht notwendige Entscheidung und hat sie umgesetzt. Bänke müssen so nicht aussehen, sie können. Schulen, Straßen, unser Wirtschaftssystem, unser Gesundheitssystem, unser politisches System, sie alle müssen so nicht aussehen. Sie können. Menschen haben sie sich erdacht.

So wie vor nun über 70 Jahren die Mütter und Väter des Grundgesetzes es getan haben. Sie haben damals keine gesellschaftliche Realität festgehalten, sondern eine Zukunft erdacht, erträumt, imaginiert – wohlgerne nach einem der dunkelsten Kapitel der Menschheitsgeschichte. Diesen Traum heute als erfüllt zu betrachten, erniedrigt ihn zu einer Farce und zynischen Illusion. Aufzuhören weiter zu träumen, möchte ich heute hier behaupten, ist ein Verrat. An uns. Der Welt. Der Natur. Unseren Nachfahren. Unseren Nachkommen.

Die Väter und Mütter des Grundgesetzes haben vor über 70 Jahren beschlossen, uns gute Vorfahr*innen zu sein. Wir, heute, sind Vorfahren anderer, kommender Generationen. Es liegt an uns, ihnen gute Vorfahren zu sein.

Der Philosoph Olúfémí O. Táíwò schreibt in seinem Buch **RECONSIDERING REPERATIONS**: „Some generations plant the trees, leaving it to others to build the barrels

and taste what they brew. If we can do better than this, we should. But this is enough. If we want to achieve justice, in our lifetime or anyone's, we should act like ancestors. For better or worse, our ancestors constructed this world in their image. We owe it to our descendants to rebuild it, in a new one.”⁵

Jetzt machen wir eine kleine Zeitreise. In Tage wie diese, im Februar vor drei Jahren. Die Pandemie kam in unserer gesellschaftlichen und politischen Wahrnehmung als einschneidendes Erlebnis an. Menschen, die geflüchtet sind, die migriert sind, die einen Systemsturz, Klassenaufstieg oder -abstieg erlebt haben, die aus allen gesellschaftlichen Normen und Rahmen gefallen und hart aufgeprallt sind, wissen darum: So muss es nicht sein. Es könnte alles ganz anders sein. Dass alles, wirklich alles ganz anders sein könnte, das hat einer breiteren Masse spätestens die Pandemie zu Bewusstsein geführt. Es geht. Es geht anders.

Wenn der politische Wille da ist, dann lassen sich Maßnahmen, die vormals als ‚zu radikal‘ abgetan wurden, plötzlich doch umsetzen. Das massive Runterschrauben des Reiseverkehrs beispielsweise. Oder des Konsums. Die Pandemie hat offenbart: Wir müssen die Umwelt nicht verschmutzen. Ein die Natur und die Umwelt ausbeutendes, unterdrückendes Wirtschaftssystem, das Leben über unsere Verhältnisse hinaus, ist nicht alternativlos oder unausweichlich. Sie ist nicht die einzige Option, die uns offensteht. So banal, so selbstverständlich und so offensichtlich es hier ausgesprochen erscheinen mag, so relevant und oftmals unausgesprochen ist dies im gegenwärtigen politischen Diskurs: Die Grenzen der kapitalistischen Marktwirtschaft sind nicht die Grenzen unserer Gesellschaft. Optionen jenseits dieser Grenzen stehen und standen uns stets offen. Uns derart verbissen an diese fiktiven Grenzen zu klammern und diese gedanklichen Vereinigungen einzugehen, ist unser Fehler.

Die Pandemie hat offenbart: Die Missstände unserer Zeit sind menschengemacht. Erinnern Sie sich an die Delfine, die plötzlich in Venedig durch das Wasser schwammen? Affen und Rehe, die durch die Straßen von Städten streiften? Wilde Ziegen, die durch ein walisisches Dorf zogen? Wir Menschen hielten kurz inne – und schon war so viel anders? Die Missstände unserer Zeit, sie sind nicht natürlich, nicht vom Himmel gefallen oder über uns eingebrochen. Wir könnten anders leben. Unsere Entscheidung für die Ausbeutung von Mensch und Umwelt, von gegenwärtigen Leben und zukünftigen Leben ist eben das: eine Entscheidung für diesen Missbrauch, diese Gewalt. Und die Folgen dieser Entscheidung stehen in unserer Verantwortung.

Die Pandemie hat aber auch offenbart: Unsere Gesellschaft ist sehr viel agiler und veränderlicher als suggeriert wird. Das Streben nach einer gerechteren Gesellschaft, feministisch, rassismuskritisch, ohne Armut, Ausbeutung und Unterdrückung, ist kein

5 RECONSIDERING REPARATIONS by Olúfémi O. Táíwò, 2022, p. 208

utopisches Bestreben. Sondern realisierbar. Und noch dazu: notwendig. Doch es ist einfacher, eine vergangene Normalität romantisiert zu verzerren und zurückzusehen, als eine nie dagewesene Zukunft zu erdenken und zu ersehnen. Es ist einfacher, die Gegenwart zu kritisieren und zu dekonstruieren, als eine gerechtere Zukunft zu konstruieren, und in der Gegenwart zu erproben. Es ist leichter, Menschen im Widerstand gegenüber einer dystopischen Zukunft zu vereinen, als sie im Streben für eine gerechtere Zukunft zusammenzubringen.

Aber es geht eben nicht ohne den Blick auf vergangene Normalitäten, weil sie uns zeigen, was einmal möglich war. Es geht nun eben auch nicht ohne die Kritik und Dekonstruktion der Gegenwart, denn sie macht sichtbar, was uns umgibt, formt und behindert. Wir lernen die Zusammenhänge und Verflechtungen unserer Gegenwart zu sehen. Wir erkennen unsere Verantwortlichkeit, Mitschuld und Mittäterschaft. Wir lernen, die Dinge beim Namen zu nennen. Und zuletzt geht es nicht ohne den Blick auf dystopische Zukünfte. Sie zeigen uns, wohin es gehen könnte, wenn wir untätig bleiben, und auch, wohin es im Einzelnen bereits gegangen ist.

Der Blick auf die Möglichkeiten der Vergangenheit, die Kritik und Dekonstruktion der Gegenwart, sowie der Blick auf dystopische Zukünfte: Sie sind alle fundamentale Bestandteile im Bemühen für eine gerechtere Zukunft und Gegenwart. Doch es reicht nicht, dort stehen zu bleiben. Der Dekonstruktion muss die Konstruktion folgen.

„Er geht nicht ins Stadtzentrum“, erzählt eine Freundin über ihren 16-jährigen Sohn. Er sagt, das sei der Ort der poshen Leute. Wir sitzen in einem Café in Cambridge, Großbritannien, einer Universitätsstadt, durchzogen von hohen, imposanten, jahrhundertalten Gemäuern. Doch noch imposanter sind die noch höheren, unsichtbaren Mauern dieser Stadt, die nur mit den richtigen Codes, dem richtigen Akzent, dem richtigen Wissen, den richtigen Kontakten, der richtigen Kleidung, den richtigen Referenzen, der richtigen Herkunft, dem richtigen Habitus zu überwinden sind. Mit all dem, was Nähe zur britischen Elite suggeriert. Der Sohn meiner Freundin beherrscht diese Codes nicht. Und seine Eltern, die an dieser Universität arbeiten, die inmitten dieser Mauern sitzen, schauen hilflos zu. Anfangs ahnten sie nichts von diesen Mauern. Sie waren aus anderen Ländern dahin gekommen, aus Welten, in denen dieses Spiel nicht gespielt wurde, also kannten sie die Spielregeln nicht. Und als die Eltern die Mauern endlich als solche erkannten, war es zu spät. Ihr Sohn wollte inzwischen diese Türen nicht mehr öffnen, die Codes nicht mehr beherrschen lernen. Er hatte genug über diese Mauern gelernt, um zu wissen, dass sie nicht für ihn und seinesgleichen gemacht waren. Er hatte sie ausreichend lange von außen betrachtet. Welch Erniedrigung, zu erbetteln, sie mögen sich für ihn öffnen. Er will nicht mehr durch diese Türen. Er nicht und auch all seine Freund*innen nicht. Aus Trotz. Zwei Jahre hatte er nun Zuhause verbracht. Über Bildschirme sollte er sich die Welt erschließen, statt rauszugehen, sie zu erleben. Und so,

während sein Körper in seinem Kinderzimmer lag, floh sein Geist in andere Welten. Endlich erlebte er. Endlich spürte er. Endlich reiste er in die Ferne, die Weite und Tiefe – mittels der Drogen, die er sich über Snapchat nach Hause holte. Bis seine Mutter entsetzt entdeckte, wie weit ihr Sohn sich von ihr entfernt hatte. Nicht mehr greifbar. Nicht mehr bei ihr, Zuhause, während er nebenan im Kinderzimmer saß. Stattdessen hatte er sein Zuhause nun bei jenen gefunden, die nicht mitgemeint, nicht mitgedacht, nicht angesprochen, nicht umworben werden.

„Für wen sind diese Gemäuer da?“, fragt sich der Mensch, der draußen steht. Und erkennt irgendwann: Sie sind nicht da, um mich zu schützen, sondern um andere vor mir zu schützen. Um mich auszugrenzen. Mir den Eintritt zu verwehren. Ach, gäbe es bloß ein Wort. Ein Wort, das ausdrückt, ob man innerhalb oder außerhalb einer Mauer steht, die nichts umzureißen scheint. Ob sie einen Käfig für die Innen-Stehenden bildet oder einen Schutz vor den Außen-Stehenden.

So unsichtbar die Mauern auch sind, die er beschreibt, so real sind sie. Doch so real die Mauern auch sind, an denen er seine Stirn blutig schlägt, so veränderlich sind sie. Eine andere, gerechtere Zukunft zu erbauen, zu konstruieren, die sich den Idealen, die unsere Gesellschaft vorgibt zu haben, nähert, bedeutet nicht, die Existenz dieser Missstände zu leugnen. Bedeutet nicht, deren Gewalt zu ignorieren. Bedeutet nicht, deren Systematik und strukturelle Natur zu negieren.

Konstruktion einer gerechteren Zukunft bedeutet, den Missstand in der Gegenwart ganz genau zu studieren und es trotzdem anders zu machen. Nicht weil es so einfach wäre, sondern obwohl es so schwer ist. Nicht weil alles ginge, wenn man nur wollte, sondern obwohl gewollt ist, dass es nicht geht.

Wer antritt, die Missstände unserer Gesellschaft zu bekämpfen, muss in zwei Welten leben. In der Welt, wie sie ist, und der Welt, wie sie sein könnte. Die Missstände der einen Welt genau studieren, um sie für die andere Welt aktiv zu verlernen. Um dann, mit dem Verlernten, eine neue Welt zu erproben. Neues Wissen zu erwerben. Durch Fehler, durch Stolpern und Scheitern, durch Probieren und Erkennen.

Oder, wie der afroamerikanische Sozialunternehmer Travian Shorters sagt: “A really good technologist understands that in order to hack something well, you have to understand a system well enough to get it to do something it wasn’t designed to do.”⁶ Das Studieren der Systematik, Struktur und Macht von Gewalt und Unterdrückung ist ein notwendiger Schritt, um an einer Welt mitzuwirken, die anders ist. Gerechter. Das bedeutet aber auch: Nie angesichts der vermeintlichen oder tatsächlichen Übermacht der Gegenwart in ihr zu verharren, hoffnungslos und ohnmächtig.

Denn Dekonstruktion allein ist in einer Welt, in der die Zukunft permanent konstruiert wird, unzureichend. In so einer Welt ist die Intervention in die Zukunft, die Konstruktion einer gerechteren Zukunft, eine Notwendigkeit. Tun wir es nicht, intervenieren, kreieren, konstruieren, experimentieren, erdenken wir wünschenswerte Zukünfte nicht jetzt, hier, als Gesellschaft. Wenn wir es nicht tun, werden sich wünschenswerte Zukünfte nicht einfach ereignen. Sie werden uns nicht einfach passieren. Stattdessen werden sich die wünschenswerten Zukünfte anderer ereignen, die mit sehr viel mehr Ressourcen – ausgestattet mit Wirkungsmacht und Geld – diese erarbeiten, erdenken und erschreiben können.

So betonen die Management- und Nachhaltigkeitsforscher*innen Ali Aslan Gümüşay und Juliane Reinecke in *RESEARCHING FOR DESIRABLE FUTURES* die Fallstricke der reinen Analyse oder Vorhersage potentieller Zukünfte: “[...] Our analytic capabilities to predict the future will likely be dwarfed by the predictive strength of corporate research. Big technology companies like Alphabet, Amazon, Facebook, Apple, and Microsoft employ thousands of researchers to analyse masses of data, often routinely harvested as a by-product of digital traces for machine learning.”⁷

Gümüşay und Reinecke hinterfragen die Rolle der Wissenschaft in einer sich verändernden Welt. Sie schlussfolgern: Die Macht großer Tech-Firmen in der Analyse großer Datenmengen habe zur Folge, dass die methodologischen Innovationen, die es braucht, um menschliches Verhalten zu beschreiben, zu analysieren und vorherzusagen, nicht von Wissenschaftler*innen, sondern von wirtschaftlichen Institutionen beherrscht werden würden. Deren Ziel sei es jedoch, Profit zu generieren und nicht primär neue wissenschaftliche Erkenntnisse. Mit der wachsenden Macht dieser Methoden würden aus der Masse an Daten, die diese Firmen über unser Verhalten, unseren Konsum, unsere Kommunikation und unsere Interessen sammeln und dokumentieren, „prediction products“⁸ erstellt, die sie an Firmen verkaufen. Also Vorhersagen darüber, wie wir uns als Nächstes verhalten werden. Die wiederum verkauft werden an Firmen, die sich dafür interessieren, was sie uns Konsument*innen als Nächstes verkaufen können. Dabei werden aber nicht neutral und unbefangene Vorhersagen über unser zukünftiges Verhalten getroffen, sondern Interventionen entwickelt, die unser zukünftiges Verhalten verändern. Diese Unternehmen entwickeln Antworten darauf, welche Bedürfnisse sie als nächstes in uns wecken können, um uns auch fortwährend als Konsument*innen beizubehalten. Sie haben also primär Interesse an der zukünftigen Gestaltung unseres Konsumverhaltens. Nicht aber

7 Gümüşay, A.A. and Reinecke, J. (2021), *RESEARCHING FOR DESIRABLE FUTURES: FROM REAL UTOPIAS TO IMAGINING ALTERNATIVES*. J. Manage. Stud.. <https://doi.org/10.1111/joms.12709>

8 »They sell prediction products into a new marketplace. What are those guys really buying? They're buying predictions of what you're gonna do. There are a lot of businesses that want to know what you're going to do, and they're willing to pay for those predictions.« Shoshana Zuboff im Interview über ihr Buch »The Age of Surveillance Capitalism«, *The Intercept*, 02.02.2019, <https://theintercept.com/2019/02/02/shoshana-zuboff-age-of-surveillance-capitalism/> (abgerufen am 10.06.2021).

unserem Wohlergehen, der Bekämpfung und Lösung der Missstände und Herausforderungen, die uns erwarten. So warnen die beiden Wissenschaftler*innen: “Outperformed by corporate research, we may find ourselves subjected to profitable but dystopian future developments.”⁹

Insofern ist eine der zentralen Herausforderungen, denen wir im Bemühen um eine gerechtere, friedlichere Gesellschaft gegenüberstehen, der Schritt von der Analyse der Realität hin zur Intervention in die Zukunft. Eines der Zitate, die mich bei diesem Umdenken besonders inspiriert haben, war ein Zitat von Ron Suskind. Beziehungsweise zitierte Ron Suskind, Investigativjournalist der New York Times, 2004 in einem Artikel einen politischen Chefberater des ehemaligen US-Präsidenten George W. Bush mit folgenden Worten: „Wir sind jetzt ein Imperium, und wenn wir handeln, erschaffen wir unsere eigene Realität. Und während ihr diese Realität analysiert (...), handeln wir erneut, erschaffen andere, neue Realitäten, die ihr dann ebenfalls analysieren könnt. Und so wird es sich ordnen. Wir sind die Handelnden der Geschichte (...), und euch, euch allen, wird nichts anderes übrig bleiben, als zu analysieren, was wir tun.“¹⁰

Seitdem ich in der Recherche für mein Buch *SPRACHE UND SEIN* das erste Mal auf dieses Zitat stieß, lässt es mich nicht mehr los. Es reiht sich ein in Gedanken und Selbstkritik wie jene von Toni Morrison, einer afro-amerikanischen Schriftstellerin, die in einer Rede Folgendes sagte: „Die Funktion, die ganz ernsthafte Funktion von Rassismus ist Ablenkung. Er hält dich davon ab, deine Arbeit zu tun. Er lässt dich immer und immer wieder die Gründe deiner Existenz erklären. Jemand sagt, du hast keine Sprache, und du verbringst zwanzig Jahre damit, zu beweisen, dass du eine Sprache hast. Jemand sagt, dein Kopf hat nicht die richtige Form, also lässt du Wissenschaftler daran arbeiten, die Richtigkeit deiner Kopfform zu belegen.“ Dann fährt sie fort mit ganz vielen weiteren Beispielen und sagt am Ende: „Nichts davon ist notwendig. Es wird immer noch eine weitere Sache geben.“¹¹

So widme ich mich nun seit drei Jahren dem Studium alternativer Zukünfte. Den Einfluss, den unsere Vorstellungen von Zukunft auf uns haben. Und ich bin noch mittendrin. Ich suche. Nach Antwortansätzen. Studiere Orte, an denen Menschen, den Mut fassen, alles anders zu tun als sie gelernt hatten. Solidarität und Zugewandtheit, Verantwortung und Verlässlichkeit üben. Studiere Menschen, die den Mut gefasst haben, über ihre Grenzen hinaus zu träumen. Zu imaginieren. Zu schaffen. Zu wirken.

⁹ Gümüşay, A.A. and Reinecke, J. (2021), RESEARCHING FOR DESIRABLE FUTURES: FROM REAL UTOPIAS TO IMAGINING ALTERNATIVES. *J. Manage. Stud.* <https://doi.org/10.1111/joms.12709>

¹⁰ Ron Suskind, »Faith, Certainty and the Presidency of George W. Bush«, *NY Times Magazine*, 17.10.2004, <https://www.nytimes.com/2004/10/17/magazine/faith-certainty-and-the-presidency-of-george-w-bush.html> (abgerufen am 10.06.2021). Übersetzt von der Autorin.

¹¹ Toni Morrison, »A Humanist View«, Portland State University's Oregon Public Speakers Collection, 1975, https://www.mackenzian.com/wp-content/uploads/2014/07/Transcript_PortlandState_TMorrison.pdf (abgerufen am 10.06.2021). Übersetzt von der Autorin.

Ein solcher Mensch ist Fatoş İrwen. Im Sommer 2021 besuchte ich in der Türkei anarchistische Kollektive, antikapitalistische Initiativen, interviewte oppositionelle Denker*innen, Autor*innen, Politiker*innen und Künstler*innen. So auch die kurdische Künstlerin Fatoş İrwen. In unserem Interview sprach sie über das Kreieren und Schaffen als Akt der Emanzipation. Das Schaffen aus dem Nichts heraus, das Sprechen und Betrachten, aus dem Nichts heraus. In einer Gesellschaft, einer Umgebung, einem Raum, in der sie für nichtig erklärt worden ist. Als Kurdin. Als widerständige, kritische Denkerin. Als Künstlerin. Als Frau. Als Mensch. 2016 wurde sie – von einem ‚geheimen Zeugen‘ zu Unrecht beschuldigt, terroristische Propaganda betrieben zu haben – zu drei Jahren Haft verurteilt. Diyarbakır E Tipi Kapalı Cezaevi. Sie beschreibt, wie das Gefängnis bezweckte, ihr das Gefühl von Nichtigkeit zu geben. Und wie sie – eben durch das Gefühl der Nichtigkeit, nicht jedoch als Form von Unterwerfung, sondern als Emanzipation aus den Umständen heraus – anfang zu schaffen. Zu kreieren. Gerade im Gefängnis. Gerade an einem Ort, an dem der türkische Staat sie mit Gewalt ihrer Autonomie berauben wollte, holt sie sich ihre Autonomie zurück.

Im Gefängnis beginnt İrwen, der Unterdrückung und Kriminalisierung trotzend, aus dem Nichts heraus zu kreieren. Sammelt akribisch ihre langen Haare. Und die ihrer Mitinsassinnen, die nach und nach beginnen, ihr ihre Haare zu spenden, aus denen sie Kugeln formt. Muster. Geschichten webt. Die Ränder von Tüchern bestickt, schmückt. Tücher, die sie beschreibt. Insekten, die sie sammelt. Farbschichten der Gefängnismauern. Sie sammelt alles, was sie findet. Und sie gibt den Dingen Bedeutungen, die weit über die Mauern der beengten Räume reichen, in denen sie der Staat versucht zu begrenzen. Sie erprobt: Das Entstehen aus dem Nichts. Das Sein aus dem Nichts heraus. Ihre erste eigene Ausstellung ist nicht nur ein Spiegel für das, was ist. Die Gewalt und Grausamkeit der Gegenwart. Sie schafft auch eine Ahnung davon, wie es anders, besser, bewusster, gerechter werden könnte. Sie demonstriert die emanzipierte Verbundenheit durch das Bewusstsein für die Nichtigkeit.

Sie sagt: „Das ist es, was ein Mensch im Gefängnis zu spüren bekommt: Du bist wertlos. Denn wenn du wertvoll wärst, wärst du nicht hier, und wenn du wichtig wärst, säßest du nicht hier. Wenn du zum Beispiel wertvoll wärst, würden wir dir jenes geben, aber du verdienst nur so viel. Aber ist das denn so? Und was machen wir jetzt damit? Das war es, was ich mich gefragt habe. Genau diese Frage habe ich mir am ersten Tag gestellt. Was machst du denn jetzt? Es gibt nichts. Du bist platt. Du hast nichts. Du bist hier, was machst du jetzt? Komm schon, kriege es doch hier hin, wenn du dich traust, Fatoş, habe ich zu mir selbst gesagt.“

„Olağan Zamanın Dışında“, hat Fatoş İrwen ihre erste eigene Ausstellung genannt. Außerhalb der gegenwärtigen Zeit.

Der Philosoph Ernst Bloch unterscheidet zwei Arten von Zukunft: die echte und die unechte. Die unechte ist laut Bloch das, was ich mir womöglich wünsche, wohin ich zu gelangen versuche, was aber als Ort quasi schon da ist. Das Bett, wonach Sie sich vielleicht nach dem Mittagessen sehnen. Diese Zukunft steht Ihnen in ein paar Stunden bevor. Stand Ihnen aber auch gestern und vorgestern bevor. Das Bett ist also — während Sie am Schreibtisch davon träumen — zukünftig, aber, so Bloch „an sich ist nichts Neues an der Sache selbst, sondern neu und unerwartet ist nur die Fahrt, daß ich mich dahin aufmache.“ Und im Falle des Bettes sagt er, sei der Gegenstand nicht nur etwas sehr „Triviales, sondern so ausgemacht und so wenig neu, daß man kaum mehr von einer Fahrt oder Reise dahin reden kann.“ Das also sei die unechte Zukunft. Die echte Zukunft sei hingegen eine, „wenn das, was gewünscht, erstrebt wird, selbst noch nicht da ist. Nicht nur meine Fahrt dahin ist nicht vollendet, noch nicht einmal angefangen, sondern sie selbst ist nicht vollendet, vielleicht noch nicht einmal angefangen. Das ist dann eine echte Zukunft; dort ist ein wirkliches Noch-Nicht-Sein, ein Novum, das noch in keines Menschen Auge gekommen, noch keines Menschen Ohr gehört, keines Menschen Sinn erfahren hat – die höchste Probe des Novum, das noch nicht entsprungen ist, obwohl es latent sein mag. Und zwar erscheint es psychisch als der Ort, in dem diese Akte sich zutragen, der Ort des Noch-Nicht-Bewußten. Das Noch-Nicht-Bewußte ist die mentale Repräsentation des Noch-Nicht-Gewordenen in der von den Menschen unabhängigen Außenwelt.“¹²

Er schreibt weiter an anderer Stelle: „Dieses Noch-Nicht-Bewußte nun ist eine andere Klasse von Unbewußtem. Es gehört auch zu der sonderbaren Sperre, daß dieses Noch-Nicht-Bewußte oder der Zustand, den es bezeichnet, zwar von jedem Menschen unaufhörlich erlebt wird, aber noch nie notiert wurde. Es dauerte schon sehr lange, bis das Unbewußte der unteren Schicht, was einmal gewußt war und nun vergessen, verdrängt ist, bis diese Kellerexistenz im Bewußtsein entdeckt wurde. Leibniz ist der erste, der dies auf dem kuriosen Umweg des Differentials, der Differentialrechnung, in psychologischer Variation, entdeckt hatte: die *petites perceptions*, die unendlich kleinen Wahrnehmungen am Ende, aus denen sich die Wahrnehmung als Summationsphänomen aufbaut. Ich höre Wogengeräusch oder Murmeln einer Volksmenge, doch kann ich nicht die einzelnen Waserteilchen, die aufeinander prasseln, oder die einzelnen Stimmen hören, obwohl ich sie doch hören muß, sonst würde ich ihre Summe nicht hören können, sagt Leibniz. Im Unbewußten – Leibniz hatte zwar diesen Ausdruck noch nicht, doch bereits den Ausdruck *sub limine*, unter der Schwelle des Bewußtseins – habe ich *petites perceptions*. Das war der Anfang zur Entdeckung des Nicht-Mehr-Bewußten, was völlig verschieden ist vom Noch-Nicht-Bewußten.“¹³

12 ABSCHIED VON DER UTOPIE? – VORTRÄGE, Ernst Bloch, herausgegeben von Hanna Gekle, edition surhkamp, SV, 1980, Seite 46f

13 ABSCHIED VON DER UTOPIE? – VORTRÄGE, Ernst Bloch, herausgegeben von Hanna Gekle, edition surhkamp, SV, 1980, Seite 47ff

Ich weiß nicht, ob Bloch recht hat mit seiner Unterscheidung. Denn ich würde behaupten, es gibt noch eine dritte Kategorie: eine Zwischenkategorie, nämlich die unechte-echte Zukunft. Also Zukünfte, die in der Gegenwart in unserer hiesigen Gesellschaft mehrheitlich noch nicht gelebt werden, aber bereits an einigen Orten in eben dieser Gesellschaft bereits gelebte Wirklichkeit sind, sogenannte reale Utopien.

Wenn soziale und politische Gerechtigkeit tatsächlich Zukunft werden soll, „dann wird sie durch das bewusste Handeln von Menschen herbeizuführen sein, die gemeinsam agieren, um sie zu verwirklichen“¹⁴, schreibt der Soziologe Erik Olin Wright. Wenn wir uns von dem Gedanken lösen sollten, Ideale müssten überall und auf einmal realisiert werden, können wir uns die Freiheit schaffen, jetzt schon Räume zu öffnen, in denen wir Utopien, so gut es geht, ausprobieren. Wohl wissend, dass dieses Ausprobieren nur bedingt gelingen kann. Wright nennt diese Orte „reale Utopien“.

Diese Orte befinden sich an den Grenzen unserer Gesellschaft, den Rändern. Sie sind utopisch, weil sie nicht institutionalisiert und gesellschaftlich etabliert sind, sondern marginalisiert. Sie sind jedoch zugleich real, weil sie im Jetzt und Hier, unter den gegenwärtigen Bedingungen existieren.

Diese Orte, reale Utopien, können Wohnexperimente, NGOs, Netzwerke, Kollektive sein, die sich beispielsweise einem neuen Zusammenleben, ökologischem Wirtschaften oder einer gerechteren Sprache gewidmet haben.

Ein solcher Ort war für mich Lützerath. Ein Dorf, das ich kurz vor dem Abriss besuchen durfte. Dieser Ort ist ein symbolischer Ort. Nicht nur aus den oft genannten Gründen. Sondern auch: In Lützerath liegen Utopie und Dystopie so nah beieinander wie kaum anderswo. Auf der einen Seite sehen Sie diese tief klaffende Wunde. Die destruktive Gewalt des fossilen Kapitalismus. Wie eine hässliche Fratze des Geizes und des schier unstillbaren Hungers unserer Gesellschaft.

Auf der anderen Seite ein Dorf, das in den letzten zweieinhalb Jahren wiederbelebt worden ist von Menschen, die den Mut aufgebracht haben, Verantwortung zu übernehmen für weitaus mehr als das, was in unserer Gesellschaft Konvention ist. Diese jungen Menschen haben dort über zweieinhalb Jahre ein Miteinander erprobt, das versucht, sich unseren Idealen zu nähern. Gerecht, rücksichtsvoll, solidarisch, respektvoll, zugewandt und friedlich. Sie kümmern sich. Umeinander. Um die Welt. Das, was noch nicht da ist. Diejenigen, die noch nicht sind. Die Zukunft.

Die vielen konfliktreichen Debatten der vergangenen Jahre wurden auch an diesem Ort kontrovers ausgetragen. Sie haben gestritten, sich gezoft, sich geteilt, nochmal zusammengesetzt und nochmal gestritten. Sie haben Lösungen entwickelt, sie verworfen und nochmal angesetzt. Haben Fehler gemacht und gelernt. Sind hingefallen und aufgestanden. Hingefallen und aufgestanden. Als ich an diesem Ort war, habe ich junge

¹⁴ Erik Olin Wright, REALE UTOPIEN. WEGE AUS DEM KAPITALISMUS, übersetzt von Max Henninger, Berlin 2017, S. 492.

Menschen gesehen, die nicht so taten, als hätten sie Antworten auf die Fragen unserer Zeit, sondern junge Menschen, die den Mut wagen, in die Antworten hineinzuleben, in die Fragen hineinzuleben. Junge Menschen, die voll Demut dastanden. Eine der häufigsten Antworten auf die Frage, was sie an diesem Ort über die letzten zweieinhalb Jahre gelernt haben war, dass Dinge Zeit brauchen. Und das von jungen Menschen zu hören, die aus einem Dringlichkeitsbedürfnis, einem Dringlichkeitsbewusstsein hinaus an diesen Ort gekommen sind, aus dem Gefühl, es muss sich jetzt sofort etwas ändern. Ich habe dort junge Menschen erlebt, die in einer anderen Zeitwelt leben, in einem anderen Tempo; anders auf ihre Mitmenschen blicken, umsichtig sind, rücksichtsvoll, helfend, in Ruhe, mit Demut, mit Zugewandtheit in ihren Augen. Lützerath ist ein Ort des Lernens gewesen.

„Unser gesellschaftlicher Zusammenhalt ist bedroht“ raunt es immer wieder in politischen Diskussionen. Mit erhobenem Finger wird gemahnt, während zu dieser Stunde an vielen Orten dieses Planeten genau das erprobt wird: Lernens und Erproben, Zusammenhalt und Solidarität, Verantwortungsbewusstsein. Und diese Orte wurden vor wenigen Wochen zerstört. Und doch leben diese Orte fort, denn in Lützerath durfte ich einen Blick in eine Welt erhaschen, in der eine Gruppe von Menschen ganz selbstverständlich ihre Verantwortungskreise größer und größer zieht als vorgegeben. Sich selbst mit den weitreichenden Konsequenzen ihres Handelns, ihres Lebens, ihres Konsums konfrontieren. Gegenwärtigen wie Zukünftigen. Auch wenn Lützerath inzwischen abgerissen worden ist, diese Orte bestehen fort. Denn diese Orte des Lernens und Erprobens einer alternativen Zukunft und Gegenwart gibt es an den verschiedensten Orten dieser Welt. Auch hier in Dresden, in ihrer Nachbarschaft. Diese Orte, sie wachsen. Und diese Orte sind es, die in unser Unbewusstes hineinwirken, uns das Gefühl geben, es gibt noch mehr da draußen. Es könnte anders sein.

Diese Orte, diese realen Utopien, können wir selbst schaffen: in kleinen Kreisen. Und ich denke auch, wir sollten diese Orte schaffen. Und Orte wie diese Theater hier, Kunst- und Kulturräume, Soziokulturzentren, Schauspielstätten, sind Orte, an denen wir anfangen können, nochmal neu zu imaginieren. Wie stellen wir uns unser Zusammenleben vor? Was für Vorfahr*innen wollen wir den nachkommenden Generationen sein? Wie wollen wir erinnert werden? Welche Welt wollen wir ihnen hinterlassen haben? Diese Orte von Kunst und Kultur können Orte sein, an denen wir die Zukunft üben, sie erfüllen und erproben können. Sie bieten Raum für Spiel und Experimente. Einer der wenigen Orte, an denen wir in dieser Gesellschaft als Erwachsene die Legitimation haben, Normen zu sprengen, Fantastisches zu erdenken und durch Spiel in die Realität zu übersetzen, ohne dafür für verrückt erklärt zu werden. Orte, an denen wir Geschichten erzählen können, die bislang unerzählt sind. Aus Perspektiven, die unbetrachtet sind. In

Zeiten, die ungeschehen sind. In Utopien, die unerlebt sind. Orte, an denen wir die Welt verrücken können ohne für verrückt erklärt zu werden.

In dem Moment, in dem wir uns in Welten hineinschreiben und -spielen, die imaginiert sind, in dem Moment, in dem wir sie performativ leben, erleben wir sie. Diese Welten werden in dem Moment real. Schauspielhäuser, Soziokulturzentren, Spielstätten sind diejenigen Orte, an denen Perspektiven stattfinden können, die andernorts als scheinbar nicht etabliert genug wahrgenommen werden, um auf den großen Bühnen stattzufinden. Die Perspektiven der Zukunft. Sie ist einer der wenigen Orte des machtvollen, experimentellen, offenen Spiels. Bevor die Spielplätze unserer Kindheit vergessen sind, bevor wir irgendwann zu denjenigen Menschen werden, die auf Bänken sitzen mit Tupperdosen in der Hand, am Rande eines Haufen Sandes darauf wartend, dass eine kleinere Version von uns fertig ist mit dieser Sache: dem Spielen, dem Imaginieren. Diese Orte also könnten einer der wenigen Orte der gelebten Ambiguitäten sein. Bevor wir eine Welt betreten, die reguliert ist durch vermeintliche Eindeutigkeiten. Richtig und Falsch. Richtiger Ausgang, falsche Antwort, richtige Abbiegung, falsche Information, richtige Tür, falscher Ton, richtige Anrede, falsches Lächeln. Bevor wir eine Illusion betreten, die uns vorgaukelt, alles sei bereits beantwortet und eindeutig. Eine farblose, einfältige Welt der Eindeutigkeiten, die nur Schwarz und Weiß kennt.

Doch gerade der Weg zu einer gerechteren Gesellschaft erfordert das Ablegen dieser harschen Eindeutigkeiten. Denn wir wissen de facto nicht wie sich eine gerechtere Welt anfühlt, wie sie aussieht und wie sie sich konstituiert. Um sie zu ergründen, müssen die Orte, an denen wir sie erproben, Fehler, Zweifel, Zögern, Uneindeutigkeiten, Vieldeutigkeiten, Facettenreichtum und Komplexität nicht nur zulassen, sondern zelebrieren. Wir brauchen keine Fehlertoleranz. Wir müssen erkennen, dass Fehler eine Notwendigkeit sind: jeder Mensch, der einen Fehler macht. Für diesen Menschen müssen wir dankbar sein. Denn über diesen Menschen gewinnen wir die Erkenntnis darüber, was nicht funktioniert. Jeder Fehler ist ein Gewinn für alle. Wenn wir zu einer Gesellschaft werden, in der wir aus Fehlern lernen dürfen, in der Fehler gemacht werden auf der Suche nach der Exploration einer gerechteren Gesellschaft. Theater haben das Potential auf die Suche nach Antworten für eine gerechtere Zukunft zu gehen, Machtstrukturen aufzubrechen, auf den Kopf zu stellen, sich selbst in Frage zu stellen, ohne sofort Antworten anzubieten. Einen sicheren Raum für die Unsicherheit des Unbekannten zu bieten.

Doch dafür müssen wir tatsächlich lernen, zu handeln. Was bedeutet handeln? In meinem letzten Buch habe ich mich damit beschäftigt, wie Sprache unsere Wahrnehmung formt, prägt und beeinträchtigt. Ich bin gegen Mauern gelaufen. Mauern, die unveränderlich schienen. Ich habe versucht, zu beschreiben, was uns umgibt und formt. Ich habe versucht, zu beschreiben, wie sie uns unserer Freiheiten berauben können. Wie manche Menschen nahezu drohen, dahinter zu ersticken. Wie manche Menschen aufgrund dieser Mauern, die

wir erbaut haben, dahinter bereits erstickt sind. Wie andere im Mittelmeer ertrinken, weil unsere Worte sie derart zerformt haben, verdreht haben, unseren Blick für sie als unsere Mitmenschen versperrt haben, dass wir glauben, wir seien nicht verantwortlich für ihr Schicksal. Und immer und immer wieder lief ich gegen diese Mauern und versuchte sie zu beschreiben. Erst als ich dieses Zitat las, verstand ich wie veränderlich diese Mauern sind und wie viel Handeln in unserem Alltag eigentlich nicht-Handeln ist. Wie oft wir eigentlich nicht den Mut haben, tatsächlich zu handeln. Wie oft wir eigentlich nur imitieren. Der afroamerikanische Schriftsteller James Baldwin machte sich in den 1960er Jahren auf nach Paris, ins selbst auferlegte Exil, und schrieb 1964 in seinem Essay *WHY I STOPPED HATING SHAKESPEARE* über die englische Sprache folgendes: „Mein Problem mit der englischen Sprache war, dass sie meine Erfahrung in keiner Weise widerspiegelte. Doch nun begann ich die Sache ganz anders zu sehen. Wenn die Sprache nicht meine war, könnte es an der Sprache liegen; aber es könnte auch an mir liegen. Vielleicht war die Sprache nicht meine, weil ich nie versucht hatte, sie zu benutzen, sondern nur gelernt hatte, sie zu imitieren. Wenn dem so war, dann wäre sie vielleicht formbar genug, um die Last meiner Erfahrung zu tragen, wenn ich nur die Ausdauer aufbrächte, sie – und mich selbst – einer solchen Anstrengung zu unterziehen.“¹⁵

Ein feiner, aber fundamentaler Unterschied. Imitieren und kopieren wir die Welt? Oder gestalten wir sie, verändern sie, machen sie uns zu eigen? In der Außenwahrnehmung kann beides Handeln identisch, ununterscheidbar sein. Die exakt gleiche Handlung. Vermeintlich. Und doch, intrinsisch handelt es sich hier um komplett unterschiedliche Handlungen. Die eine gestaltet, die andere gestaltend. Die eine geformt, die andere formend. Die eine beengt, diktiert, die andere emanzipiert, eigenmächtig.

In dem Moment, in dem wir beginnen, die Welt zu gestalten, stören wir. In dem Moment, in dem wir die Werkzeuge, die in unsere Hände gelegt worden sind, anwenden, stören wir. Sprache. Gesetze. Rechte. Kunst. Musik. Imagination. Unsere Kraft, zu sehen, zu hören, zu bewegen, zu berühren, zu verändern.

Durch das Wissen darüber, wie das Gegenwärtige funktioniert. Und den Versuch, etwas anderes zu erproben. Durch Räume, in denen wir spielen und imaginieren können. Eine Welt zu erproben, die noch nicht da ist, aber da sein könnte. Weil – wie die Autorin Adrienne Maree Brown es sagt – “We are in an imagination battle.”¹⁶ Wir sind in einem Wettkampf um Imagination. Wer hat sich diese Welt erträumt? In wessen Imagination leben wir? Was sind unsere Imaginationen? Wovon träumen wir? Wie können wir diese Imagination zur Sprache tragen, in Räume tragen, in die Wirklichkeit tragen, erproben und vielleicht realisieren, dass sie nicht so schön ist in der Praxis wie wir sie uns erträumt haben, um dann daraus zu lernen und weiter zu träumen?

¹⁵ James Baldwin: *The Cross of Redemption: Uncollected Writings*, New York 2010, 2. 67. Übersetzt von der Autorin.

¹⁶ Adrienne Maree Brown: *Emergent Strategy: Shaping Change CHanging Worlds*, 2017.

Durch Verantwortung, durch größere Verantwortungskreise, die wir individuell ziehen können – ausweiten, so weit wie die Konsequenzen unseres Handelns reichen. Unsere Verantwortungskreise nicht nur so eng zu ziehen, wie wir es gegenwärtig tun. Nicht verantwortlich fühlen für unsere kranke Nachbarin, nicht verantwortlich fühlen für einen Menschen ohne Obdach, nicht verantwortlich fühlen für die Menschen in Bangladesch, die unsere Kleidung produzieren, sondern unsere Verantwortungskreise genau so groß ziehen, wie unser Handeln Konsequenzen hat. Unendlich weit. Über Raum und Zeit in die Zukunft hinein.

Durch Spenden und Dankbarkeit. In dem Bewusstsein dafür, dass wir dankbar sein dürfen für all die Momente, in denen wir geben dürfen, teilen dürfen. Dass wir nicht geben mit der Hand obendrauf liegend, sondern geben dürfen mit der Hand untendrunter liegend, sodass sich Menschen nehmen können in Würde, auf Augenhöhe, sodass sie wissen: wir sind angewiesen auf die Menschen, denen wir helfen dürfen – genauso wie sie angewiesen sind auf uns. Hilfsbedürftige und Helfende sind eins. Wir alle sind hilfsbedürftig, wir alle sind Helfende.

Durch Aufmerksamkeit für den Prozess, das Werden, nicht das Wollen und das Sein. Die Philosophin Simone Weil schrieb einst: “We have to try to cure our faults by attention and not by will.”¹⁷ Durch Aufmerksamkeit, nicht durch den reinen Willen. Aufmerksam beobachten, was um uns herum passiert. Die Menschen, die um uns herum sind. Aufmerksamkeit für das, was ist um uns herum, um daraus Raum zu schaffen für das, was sein könnte.

Erst wenn wir uns von unserem Absolutheitsanspruch verabschieden und uns unserer eigenen Begrenztheit und Nichtigkeit bewusst werden; wenn wir erkennen, in welcher fundamentalen Abhängigkeit wir voneinander leben im Bemühen, die Welt zu ergründen und zu erschließen, um in ihr zu sein und zu leben; wenn wir begreifen, dass wir füreinander verantwortlich sind, mal auf Umwegen, mal auf direktem Wege; wenn wir uns endlich bewusst werden, wie angewiesen wir aufeinander sind. Dass wir Helfende und Hilfsbedürftige zugleich sind, weil wir in Verantwortung zueinanderstehen, miteinander verwoben sind, ja weil wir eins sind. Ein Teil der Natur, einer der auch vom anderen Teil der Natur gesehen und beobachtet wird. Die Erde hat eine Geschichte über uns zu erzählen. Das Wasser hat eine Geschichte über uns zu erzählen. Der Regen hat eine Geschichte über uns zu erzählen. Wenn wir uns unserer Verantwortung und Begrenztheit, unserer Nichtigkeit tatsächlich bewusst werden; wenn wir es wagen, gemeinsam eine andere Welt zu imaginieren und zu erproben; erst dann, vielleicht dann, werden wir erlernen und erleben, was sein könnte. Dankeschön!

¹⁷ Simone Weil: Selected Essays, 1934 - 1943: Historical, Political and Moral Writings, Wimpf and Stock Publishers, 2015, S. 26.

DRESDNER REDEN 1992 – 2022

1992

Günter Gaus – Christoph Hein – Egon Bahr – Willy Brandt
Dieter Görne, Thomas Rosenlöcher, Uta Dittmann, Wolfgang Ullmann

1993

Hans-Dietrich Genscher – Friedrich Schorlemmer – Tschingis Aitmatow –
Regine Hildebrandt
Hildegard Hamm-Brücher, Heinz Czechowski, Heinz Eggert, Rainer Kirsch

1994

Heiner Geißler – Konrad Weiß – Wolfgang Thierse – Christa Wolf
P. Lothar Kuczera S.J., Benedikt Dyrlich, Hanna-Renate Laurien, Antje Vollmer

1995

Horst-Eberhard Richter – Alfred Hrdlicka – Kurt Biedenkopf – Walter Jens
Hans-Joachim Maaz, Werner Stötzer, Ludwig Güttler, Günter Jäckel

1996

Hildegard Hamm-Brücher – Margarita Mathiopoulos – Dževad Karahasan – Fritz Beer
Wolfgang Lüder, Bärbel Bohley, Hubert Kross jr., Dieter Schröder

1997

Günter de Bruyn – Libuše Moníková – Günter Grass
Thomas Rosenlöcher, Friedrich Christian Delius, Volker Braun

1998

Jens Reich – Fritz Stern – Adolf Muschg – György Konrád
Janusz Reiter, Kurt Biedenkopf, Sigrid Löffler, Karl Schlögel

1999

Jutta Limbach – Brigitte Sauzay – Andrei Pleşu – Rolf Schneider
Steffen Heitmann, Rudolf von Thadden, György Konrád, Hans-Otto Bräutigam

2000

Peter Sloterdijk – Wolfgang Leonhard – Wolf Lepenies
Eberhard Sens, Johannes Grotzky, Friedrich Schorlemmer

2001

Adolf Dresen – Rita Süßmuth – Daniel Libeskind – Volker Braun
Sigrid Löffler, Wolfgang Thierse, Heinrich Wefing, Friedrich Dieckmann

2002

Bassam Tibi – Alice Schwarzer – Daniela Dahn – Egon Bahr
Reiner Pommerin, Alexander U. Martens, Ingo Schulze, Friedrich Schorlemmer

2003

Michael Naumann – Susan George – Wolfgang Ullmann
Moritz Rinke, Peter Weissenberg, Jens Reich

2004

Hans-Olaf Henkel – Joachim Gauck – Karl Schlögel
Martin Gillo, Frank Richter, Alexandra Gerlach

2005

Dieter Kronzucker – Klaus von Dohnanyi – Christian Meier – Helmut Schmidt
Susanne Kronzucker, Aloys Winterling, Dieter Schütz

2006

Hans-Jochen Vogel – Heide Simonis – Margot Käßmann – Joschka Fischer
Christoph Meyer, Dieter Schütz, Reinhard Höppner, Mario Frank

2007

Gesine Schwan – Valentin Falin – Gerhard Schröder – Oskar Negt
Katrin Saft, Egon Bahr, Martin Roth, Friedrich Schorlemmer

2008

Elke Heidenreich – Lothar de Maizière – Peter Stein – Julia Franck
Karin Großmann, Hans-Joachim Meyer, Peter Iden, Eva-Maria Stange

2009

Fritz Pleitgen – Jörn Rüsen – Jan Philipp Reemtsma – Meinhard von Gerkan
Wolfgang Donsbach, Jürgen Straub, Harald Welzer, Wolfgang Hänsch

2010

Kathrin Schmidt – Dieter Wedel – Peter Kulka – Bernhard Müller
Jörg Magenau, John von Düffel, Dieter Bartetzko, Eva-Maria Stange

2011

Charlotte Knobloch – Rüdiger Safranski – Jonathan Meese – Dietrich H. Hoppenstedt

2012

Frank Richter – Gerhart Rudolf Baum – Andres Veiel – Ingo Schulze – Ines Geipel

2013

Stephen Greenblatt – Markus Beckedahl – Jürgen Rüttgers – Nike Wagner

2014

Heribert Prantl – Roger Willemsen – Jürgen Trittin – Sibylle Lewitscharoff

2015

Heinz Bude – Carla Del Ponte – Jakob Augstein – Andreas Steinhöfel – Michael Krüger

2016

Naika Foroutan – Peter Richter – Giovanni di Lorenzo – Joachim Klement

2017

Ilija Trojanow – Lukas Bärfuss – Eva Illouz – Matthias Platzeck

2018

Richard Sennett – Norbert Lammert – Dunja Hayali – Eugen Ruge

2019

Doris Dörrie – Karola Wille – Robert Menasse – Ian Kershaw

2020

Ulrich Wickert – Hartmut Rosa – Marion Ackermann – Miriam Meckel

2021

Jenny Erpenbeck – Sven Plöger – Franz Müntefering – Aleida Assmann

2022

Clemens Meyer – Klaus Töpfer – Svenja Flaßpöhler – Mithu Sanyal

2023

Florian Illies – Kübra Gümüsay – Anders Levermann – Christoph Butterwegge – Alena Buyx

IMPRESSUM

Spielzeit 2022/2023

HERAUSGEBER Staatsschauspiel Dresden

INTENDANT Joachim Klement KAUFMÄNNISCHER GESCHÄFTSFÜHRER Wolfgang Rothe

GRAFISCHE GESTALTUNG Andrea Dextor

TEXTNACHWEISE Alle Rechte liegen bei den Redner*innen.

GENDERHINWEIS

Diese Publikation verwendet geschlechtergerechte Sprache als Ausdruck der Vielfalt aller Individuen. Sollten einzelne Begriffe nicht geschlechtergerecht differenziert sein, ist dies im Kontext zu betrachten. Entsprechende Begriffe gelten im Sinne der Gleichbehandlung grundsätzlich für alle Menschen.

Das Staatsschauspiel Dresden ist Mitglied
der European Theatre Convention.



02.2023